



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es ist bestimmt in Gottes Rat ...

In jenen 20 Jahren hatte die Schwester wirklich alle möglichen Fälle von tropischen Krankheiten zu behandeln gehabt. Aber nichts scheint dem Eifer in ihrer Liebestätigkeit Einhalt zu gebieten oder ihn zu verringern, sobald ihre „Armen Kinder“ in Betracht kommen. Tag für Tag, ohne Unterbrechung ist sie unter ihnen vom Morgen bis zum Abend, pflegt sie, verbindet ihre Wunden, tut alles, was ihr gütiges Herz ihr eingibt, um ihre Leiden zu lindern.

In diesem Jahre ist ein neuer Flügel für Tuberkulose-Patienten in dem Walezo-Hospital eingerichtet worden. Die Natur dieser Kranken erfordert es, die Patienten abzusondern. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: das Genie von Schwester Friedberta in der Voranbringung der Einrichtung oder den klugen Edelsinn der Regierung von Zanzibar, ihre Anstrengungen zu unterstützen.

Zanzibar verdankt sehr viel der sich opfernden Schwester, welche Sorge trägt für die Verlassenen der Insel, und die Bewohner Zanzibars jeder Rasse können mit Recht ihrer Regierung dankbar dafür sein, diese Ehre einer zu gewähren, die sie reichlich verdient hat.“

2

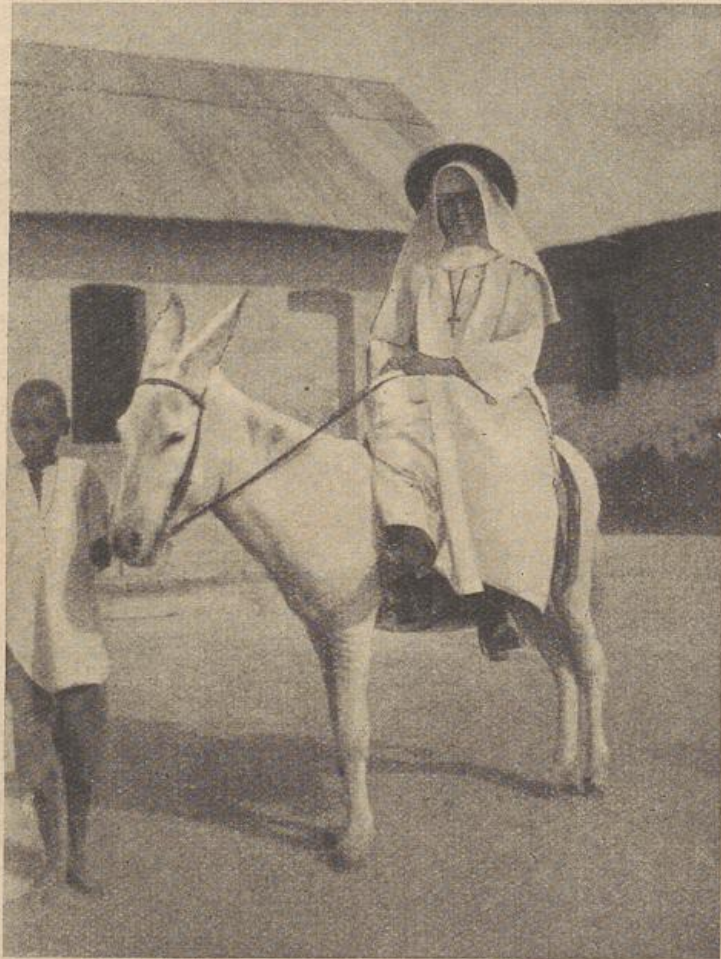
Es ist bestimmt in Gottes Rat . . .

Im Hinterland des Vikariates Bagamoyo, an seiner östlichsten Grenze, liegt die Missionsstation Kurio im Usandawi-Gebiet. Die Bewohner dieses Landes, die Wasandawi, unterscheiden sich wesentlich von den Bantustämmen durch die ihnen eigene Klicker-Sprache, wie sie die Negro und noch einige Stämme Süd-Afrikas haben. In diesem Gebiet wurde vor mehr denn 25 Jahren durch den Hochwürdigsten Herrn Bischof Vogt C. S. Sp. die Neugründung einer Mission vorgesehen. Es war im Juni des Jahres 1908, als zwei Missionare vom Kilimandjaro her in dieses Gebiet vordrangen. Damals gährte unter den dortigen Eingeborenen ein Aufstand. Man versuchte immer wieder, die Weißen aus dem Lande zu verdrängen, und selbst die Herrschaft zu führen. Man entdeckte jedoch zeitig ihre Pläne, und es war den Schutztruppen möglich, die Ordnung und Ruhe aufrechtzuhalten.

Als die beiden Patres in Kondoa ankamen, wurden sie von der dortigen deutschen Verwaltung gewarnt, weiter vorzugehen. Einer der Missionare blieb daher zurück, während der zweite ungeachtet der Gefahr seine Reise fortsetzte. Unterwegs wurde er tatsächlich von einem Trupp Aufständischer festge-

halten. Man untersuchte ihn erst nach Waffen. Nichts Verdächtiges vorfindend, sagten sie, ganz erstaunt darüber: „Ein Weißer, der in dieser kriegerischen Zeit waffenlos daher kommt, ist gewiß harmlos und soll in Frieden weiterziehen.“

Bei der nächsten deutschen Boma (Befestigung) riet man ihm, doch bei der Schutztruppe im Lager zu bleiben und von dort aus zu missionieren. Aber welche Rettung war von einer



Schwester Rosalinde in Usandawi zum Missionsausritt bereit.

Bewachung von 20 Mann zu erhoffen im Falle eines Angriffs? So entschloß sich unser tapferer Missionar, mit dem Beistande Gottes seine Mission in der neuen Wildnis unter wilden Menschen zu beginnen.

Die Begleitung des Paters bestand aus 20 Trägern. Der liebe Leser stelle sich darunter nur keinen großartigen Transport vor. Hierzulande kann man einen Träger mit nur 25 bis 30 Kilo belasten. So hatte ein Träger das Feldbett,

Zelt und Zubehör zu tragen, ein zweiter den Tragaltar, ein dritter die Feldküche mit Geschirr, ein vierter den Mundvorrat für den Pater, ein anderer für die Träger, ein anderer trug Tür und Fenster für ein Wohnhaus, ein weiterer eine Kiste mit dem nötigsten Handwerkszeug, kurz, es waren nur die unbedingt notwendigen Sachen, erfordert zu einer Neugründung.

Man baute gleich eine Hütte im Stil des Landes, mit einem flachen Dach aus Erde, Tembe genannt. Wenige Monate darauf bereifte der Hochwürdigste Herr Bischof sein Vikariat und auch sein jüngstes Sorgenkind, die neue Station Kurio, unserer lieben Frau vom Siege geweiht. Nach dem Ort der Mission fragend, wies man ihn zu einer dieser Erdhütten. Er jedoch, ein strohgedecktes Haus erwartend, ging ahnungslos an dieser Hütte vorüber und fand sich gar nicht zurecht. Endlich hatte er den Pater entdeckt, der ihn in sein „wohlbestelltes Haus“ führte. Dort fand er zwar wenig Möbel, doch einen mit einem saubern Tischtuch verdeckten Tisch, und scherzend meinte er: „So arm wie ich mir vorstellte, ist man noch nicht hier, solch schöne Tücher findet man nicht auf armen Stationen.“ Lächelnd hob der Pater die Decke auf, und ein Haufen Lehm, die sogenannte Tischplatte, kam zum Vorschein. Einen Bischof konnte man doch nicht an einen solchen Tisch setzen. Da hat dem Pater das Tischtuch eines guten Menschen von Europa aus der Verlegenheit geholfen. Alles, was der Pater zum weitem Unterhalt brauchte, mußte er in der zirka 500 Meilen weit entfernten Missionsprokura Bagamoyo holen lassen. Die Träger brauchten zu dieser Reise 3 volle Monate. Es geschah manchmal, daß sie glücklich mit ihrer Last zurückkehrten und am Ende erschöpft zusammenbrachen. In dieser Armut hat der Gründer fast 20 Jahre zugebracht. Die Zahl der Christen aber wuchs sehr schnell.

Da kamen im Jahre 1927 die ersten zwei Schwestern vom kostbaren Blut von Morogoro herüber, um die Frauen und Kinder der Mission zu betreuen und die sorgende Martha im Haushalt des Missionars zu werden. Segensreich war auch ihr Wirken während der kurzen Zeit von sieben Jahren. Im verflossenen Jahre wurden zur bessern Erfassung der Bevölkerung und einer gründlicheren Missionierung der ungeheuern Gebiete nach einer Verordnung der Propaganda die großen Vikariate aufgeteilt und teilweise andern Missionsgesellschaften übergeben. So fiel das Usandawi-Gebiet mit einem Teil aus dem nördlichen Kilimandjaro-Vikariat und drei Stationen aus der nördlich gelegenen Präfektur der Italienischen Consolata Missionare als ein neues Missionsfeld dem Orden der Passionisten aus Italien zu. Am 29. Dezember 1933 kamen die ersten 5 Patres, 2 Brüder und 6 Schwestern aus dem

Institut der Barmherzigen Schwestern Verona, um ihr neues Wirkungsfeld anzutreten.

Es ist überflüssig, die Gefühle der alten Missionare zu schildern, die nun die Früchte ihrer harten Lebensarbeit an die neuen Apostel abgaben. Der liebe Gott hat das Opfer von ihnen gewollt.

Noch sind sie an der Stelle so vieler erduldeter Mühen und Schwierigkeiten. Die Anfänge waren schwer, in jenen Tagen waren Eisenbahnen und Autos noch nicht bis in dieses Innere des „Schwarzen Erdteils“ vorgedrungen. Man hatte zu kämpfen gegen das Heidentum in seiner schlimmsten Form und mußte die eigene Eroberung den an Mitteln viel überlegeneren Protestanten zu halten suchen. Das Opfer ist nun gebracht, und unsere Missionare werden ihre letzten Kräfte, die durch Zeit und Lebensalter bedeutend geschwächt sind, doch noch in andern Missionen auswirken.

Auch die Schwestern hatten natürlich mit den Missionaren das Opfer zu teilen. Fürs erste mußten die italienischen Schwestern sich mit Sprache und Sitte der Eingeborenen vertraut machen. Darum blieben wir fast noch ein Jahr beisammen und teilten schvesterlich Nahrung und Wohnung. Interessant bleibt für uns die gegenseitige Verständigung. Weder Deutsch, Englisch oder Französisch wurde verstanden. Wort bei Wort lernten die Schwestern das Kismaheli, und wir lernten von den Sorellas sogar Italienisch.

Einmal schlug auch für uns die Abschiedsstunde. Mit dem Ende des Schuljahres im Juli stand nichts mehr im Weg, die geliebte Mission zu verlassen. Wie oft hatten wir im stillen gewünscht, diese Stunde mal hinter uns zu haben. Die Leute glaubten ja immer noch nicht, daß es wahr sein könnte. Von der 60 Meilen entfernten, doch nächstgelegenen Bahnstation Saranda war der Inder mit seinem Lastauto zur bestellten Zeit eingetroffen. Zugleich strömte das Volk herbei und umdrängte unser Haus und bat flehentlich, wir möchten doch bleiben. Es gab die rührendsten Abschiedsszenen. Die Frau eines Lehrers wurde von diesem unterrichtet, wie sie Abschied zu nehmen hätte: „Du mußt weinen, unbedingt“, sagte er, „und dann gibst du den Schwestern die Hand, so wie es die Europäer tun“, und dann machte er ihr das vor. Die Schulkinder versammelten sich. Eins der Mädchen las mit bebender Stimme eine rührende Abschiedsrede. Eine alte Frau brachte mir einen Korb voll Erdnüsse, damit wir auf der Reise nur nicht hungerten, eine andere hatte Eier, eine andere Honig usw. Unsere alte blinde Martha, die auf der Mission kleine Arbeiten verrichtete, wie Kehren, Mehl stoßen, weinte zum Steinerweichen. Sie tastete nach unserer Hand und wollte sie nicht mehr loslassen. „O, ich Arme,“ schrie sie, „was fange ich an.

Meine Mutter geht fort. Wer sorgt für mich?" Andere umdrängten uns, ergriffen unser Kreuzchen und küßten es so innig. Unsere Schleier wurden bald hier, bald da gezupft, kurz, mit allen Mitteln versuchten sie, unsern Fortgang zu verhindern. Der alte Baba Johanni wußte besseren Rat.



Unsere drei tapferen Wasandawi-Mädchen bei ihrer Ankunft in Morogoro.

„Weißt du, Mama, ich gehe einfach mit dir als dein Boy. Du mußt doch jemand haben, der dir unterwegs hilft, die Sachen tragen.“ Bei all dem versuchten wir äußerlich ruhig zu bleiben und kein Tränlein zu vergießen. Da kamen die Kinder, nahmen unsere Hände und sagten: „Weint Ihr denn nicht? Habt Ihr kein Mitleid mit uns Armen? O, weinet, weinet doch, weint mit uns.“ Sie verstanden unsere scheinbare Härte nicht,

wiewohl unsere Herzen zu zerspringen drohten. Die fremden Schwestern standen auf der Veranda, bleich und starr, keines Wortes mächtig. Auch sie waren vom Abschiedsschmerz überwältigt. Doch einmal mußte es sein. Ein ganz herzhaftes „Kwa heri! Auf Wiedersehen“, und wir bestiegen das Auto und sausten davon. Ein markerschütterndes Schmerzgeheul der Eingeborenen drang noch an unser Ohr. Am andern Tage, so erzählten die später folgenden Mädchen, liefen die Leute auf den Weg und auf die Hügel, um die Spuren des Autos zu sehen, das ihre Mamas weggeführt hatte. Es war eine Trauer unter ihnen, als ob sie das Liebste zu Grabe getragen hätten.

Die Lehrer gaben uns einen Brief für die Schwestern in Morogoro mit. Darin schrieben sie: „Jetzt kommen unsere Mamas zu Euch zurück. Empfanget sie mit beiden Händen. (So ist es Sitte bei ihnen.) Sie waren so gut und haben uns nur Gutes erwiesen. Unser Schmerz ist zu groß.“

Nun ist alles vorbei. Ein Gedanke tröstet uns: „Je mehr Arbeiter im Weinberg arbeiten, um so besser ist die Arbeit.“

Kurze Zeit nach dem Verlassen der Mission wurde uns eine große Freude zuteil. Schon mehrere Jahre lang waren einige Usandawi-Mädchen bei den Schwestern auf der Mission und hegten den Wunsch, auch einmal Schwester zu werden, was wir natürlich mit großem Interesse beförderten. Sie hatten sich durch ihr stets gutes Betragen auch wirklich auf diesen Beruf vorbereitet. Nun kam der große Wechsel. Das bedeutete für die Kinder ein langes Aufschieben der Verwirklichung ihrer hohen Idee. Unser Fortgehen war nichts weniger als eine harte Prüfung für sie. Sie baten flehentlich den neuen Superior der Mission, doch nach Morogoro gehen zu dürfen, um sich dort in der Mädchenschule besser ausbilden zu können. Nach erhaltener Erlaubnis verließen diese drei tapferen Mädchen Elternhaus und Heimat, ein großes Opfer, das nur der zu schätzen weiß, der die Liebe und Anhänglichkeit dieser Eingeborenen an Heimat und Familie kennt. Nun sind sie hier in Morogoro, um im Verein mit noch andern gleichgesinnten Mädchen sich durch gute Ausbildung und Erziehung auf den hohen Beruf vorzubereiten, um dann später mitwirken zu können an der Bekehrung ihrer eigenen armen Stammesbrüder und -schwestern.

Schw. Rosalinde, Ost-Afrika.

z

**Tue zuerst deine Pflicht, dann such Erholung und Ruhe.
Tue das Schwerste zuerst, dann wird dir das Leichteste wie nichts sein.
Horch nicht auf die Stimme der Aufschub erheischenden Trägheit.**